

2

Die ganze Fahrt über begleiten mich Jubelrufe, so will es das Ritual. Der luxuriöse schwarze Mercedes, in dem ich sitze, führt den Korso an, Dutzende hupende Autos folgen ihm nach. Der Hochzeitskonvoi dreht eine Runde durch die ganze Stadt, dann kommt er vor einer wunderschönen, bunt erleuchteten Hofanlage zum Stehen. Die Trommelschläge, der Gesang der Griots, die Youyou-Rufe der Frauen und der überdrehten Kinder – all das erzeugt eine kaum erträgliche Kakophonie.

Eine Stunde später empfängt mich meine Mitfrau. Durch meinen Schleier hindurch mustere ich sie. Anders, als ich es erwartet hatte, ist sie noch jung, vielleicht dreißig, und strahlend schön.

Ich würde sie gerne zu meiner Verbündeten machen, doch die Art, wie sie mich ansieht, zerstört diese Hoffnung im Keim. Noch bevor sie mich kennengelernt hat, scheint sie mich schon zu hassen. Auch sie wird von Frauen ihrer Familie begleitet, die anstandshalber ein Lächeln aufgesetzt haben.

Die beiden Lager nehmen sich unter die Lupe, beäugen einander in einem stummen Duell, über dem der süßliche Duft der Heuchelei liegt.

Meine Mitfrau ist wie eine Braut geschmückt. Mit einem glänzenden Pagne, schön geflochtenen Zöpfen und kunstvollen Henna-Tätowierungen auf Händen und Füßen. Doch ich merke, wie schwer es ihr fällt, Ruhe zu bewahren. Das dünne Lächeln auf ihren Lippen täuscht nicht über ihre traurigen Augen hinweg. Sie sei in ein Loch gestürzt, als sie von der Hochzeit erfahren habe, erzählt man sich, tagelang habe sie nur geweint. Vermutlich hat sie sich mit Hilfe ihrer Familie wieder gefangen oder vielleicht hat sie auch einfach eingesehen, dass ihr Mann sich von nichts und niemandem von seinen Heiratsplänen abbringen lassen würde, über die sich schon die ganze Stadt das Maul zerriss.

Ihre Augen tasten mich ab und durchbohren mich. Unsere Blicke treffen sich. Und der Hass, den ich in ihrem Blick lese, lässt mich meinen zu Boden richten.

Meine älteste Schwägerin, die von den anderen Frauen besonders respektiert wird, wendet sich an meine Mitfrau:

»Meine liebe Safira, das ist die neue Braut, deine *amariya*, deine kleine Schwester, die Jüngere, deine Tochter. Sie heißt Ramla. Ihre Familie gibt sie in deine Obhut. Von nun an ist es an dir, ihr zur Seite zu stehen, ihr Ratschläge zu erteilen und zu erklären, wie der Alltag im Haus geregelt ist. Du bist die Erstfrau, die *daada-saaré*. Und wie du weißt, leitet die *daada-saaré* den Haushalt und wacht über die Harmonie im Haus.

Daada-saaré, du wirst auch die Leidtragende des Hauses sein. Du wirst immer die *daada-saaré* sein, selbst wenn er noch zehn Weitere heiratet. Und deshalb: *munyal*, nur Geduld! Denn für alles hier bist du verantwortlich. Du hältst das Haus zusammen. Du musst dich anstrengen, du musst unermüdlich und versöhnlich sein. Dazu musst du dir Selbstbeherrschung zu eigen machen, du darfst sie nie verlieren. *Munyal!* Du, Safira, bist die *daada-saaré*, *jiddere-saaré*, die Mutter, Herrin und Leidtragende des Hauses! *Munyal, munyal...*«

Dann wendet sie sich an mich:

»Ramla, du bist nun Safiras kleine Schwester, ihre Tochter, und sie ist deine Mutter. Du schuldest ihr Gehorsam und Respekt. Vertraue dich ihr an, bitte sie um Rat, führe aus, was sie dir aufträgt. Du bist die Jüngere. Triff keine Entscheidungen zur Organisation des Hauses ohne das Einverständnis deiner *daada-saaré*. Sie ist die Hausherrin. Du bist nur ihre kleine Schwester. Auf dich warten undankbare Aufgaben. Absoluter Gehorsam, Geduld, wenn sie wütend ist, Respekt! *Munyal, munyal...*«

Wir hören schweigend zu und nicken bloß. Dann zieht sich Safira zurück, begleitet von ihrer Familie. Auch meine Verwandten bleiben nicht länger. Nur die Frauen, die der Tradition entsprechend ausgewählt wurden, um mich während der ersten Tage meiner Ehe zu unterstützen, bleiben noch da. Sie richten sich in meiner neuen Wohnung ein, direkt gegenüber der meiner Mitfrau. Goggo Nenné darf mich ins Brautzimmer führen.

3

Ich bin in einem fulbischen Haus aufgewachsen, in einer der vielen stattlichen Hofanlagen Marouas, im Norden Kameruns. Mein Vater, Alhadji Boubakari, gehört zur Generation der sesshaft gewordenen Fulbe, die ihr Heimatdorf verlassen, sich in der Stadt niedergelassen und somit ihr Tätigkeitsfeld erweitert haben. Inzwischen ist er, wie auch seine Brüder, Geschäftsmann. Dennoch betreibt er in Danki, seinem Heimatdorf, immer noch eine Rinderzucht: Er hat die Tiere ein paar Hirten anvertraut, die nach wie vor mit der Herde herumziehen. Denn ohne Rind kein Pullo. Meine Familie ist da keine Ausnahme.

Mein Vater ist ein agiler, schöner Mann Anfang sechzig. Er bewahrt in jeder Situation die Würde und ist immer tadellos gekleidet, mit einer gestärkten *gandoura* und einer dazu passenden Kopfbedeckung.

Die Tradition gebietet in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern so viel Zurückhaltung, dass es unmöglich ist, Gefühle offen zu zeigen. Das erklärt, warum wir keine enge Verbindung zu ihm haben. Der einzige Beweis, den ich für seine Liebe habe, ist die Tatsache, dass es mich gibt. Ich weiß nicht, ob mein Vater mich je auf dem Arm getragen oder an der Hand gehalten hat. Zu seinen Töchtern hat er immer eine unüberwindbare Distanz gewahrt. Und es ist mir nie in den Sinn gekommen, darüber zu klagen. So war es einfach, anders konnte es nicht sein. Nur meine Brüder durften meinen Vater öfter sehen, ihn in seiner Wohnung aufsuchen, mit ihm essen und ihn manchmal sogar auf den Markt oder in die Moschee begleiten. Allerdings war es ihnen nicht erlaubt, sich über längere Zeit in den Innenräumen der Hofanlage aufzuhalten, denn diese blieben den Frauen vorbehalten. Die muslimische Gesellschaft weist jedem seinen genauen Platz zu.

Wir sind eine vielköpfige Familie. Mein Vater führt sie mit strenger Hand. Vier Frauen haben ihm um die dreißig Kinder geschenkt, von denen die ältesten, hauptsächlich Mädchen, verheiratet sind. Da Baaba Konflikte nicht leiden kann, hüten sich seine Frauen davor, ihm von den kleinen Zwischenfällen und Streitigkeiten zu berichten, die jeder polygame Haushalt unweigerlich mit sich bringt. Nach außen hin wirkt unsere große Familie harmonisch und friedlich.

Wir wohnen in dem, was man im nördlichen Kamerun eine *concession* nennt. Hohe Mauern umschließen das Grundstück meines Vaters und versperren den Blick nach innen. Besucher dürfen hier nicht hinein: Sie werden am Eingang in einem Vestibül empfangen, das nach der fulbischen Tradition der Gastfreundschaft *zawleru* genannt wird. Dahinter erstreckt sich ein riesiges Areal mit mehreren Häusern: Zuerst die imposante Villa meines Vaters, des Familienoberhaupts, dann der *hangar*, eine Art Arkadenhof, in dem wir Gäste empfangen, und schließlich die Wohnungen der Frauen, die von den Männern nicht betreten werden dürfen. Wenn eine Frau mit ihrem Mann sprechen will, muss sie das über diejenige Mitfrau machen, die gerade an der Reihe ist.

Meine fünf Onkel wohnen im selben Viertel. Denn uns gehört nicht nur eine, sondern sechs solcher Wohnanlagen. Zählt man zu den etwa dreißig Kindern meines Vaters die der ganzen Familie dazu, sind wir insgesamt bestimmt über achtzig Kinder. Wir Mädchen leben bei unseren jeweiligen Müttern, während unsere Brüder noch vor der Pubertät aus den Wohnungen der Frauen ausziehen und eigene Zimmer bekommen. Und natürlich ist der Kontakt zwischen Mädchen und Jungen auf flüchtige Begegnungen beschränkt, sie sprechen kaum miteinander.

Mit ihrem leicht gebräunten Teint, ihren haselnussbraunen Augen, ihren weichen, bis auf einzelne graue Strähnen tiefschwarzen Haaren, die ihr in langen, regelmäßig neu geflochtenen Zöpfen auf die Schultern fallen, ist meine Mutter trotz eines Dutzends Schwangerschaften noch immer eine sehr schöne Frau. Mit gerade einmal fünfzig Jahren betont sie die runden Formen ihres Körpers geschmackvoll mit leuchtend bunt bedruckten Pagnes und schwingt bei jedem Schritt mit bewegender Sinnlichkeit die Hüften. Sie ist die erste Frau meines Vaters und ihm gänzlich untergeordnet. Wenn er sich wieder einmal eine neue Frau nimmt, wünscht sie ihm scheinheilig alles Glück der Welt und hofft heimlich, die Neue möge nicht lange durchhalten. Wenn er eine verstößt, heuchelt sie Mitgefühl und kümmert sich mit vorbildlicher Fürsorge um die Kinder der Unglücklichen. Unter den Frauen der Familie genießt sie hohes Ansehen. Mein Vater sieht sie als seinen Glücksbringer. Seit sie verheiratet sind, laufen seine Geschäfte besser. Eigentlich besagt der Volksglaube, der Wohlstand eines Mannes bemesse sich am guten Stern seiner Frau, doch die Anerkennung, die sie genießt, bewahrt sie nicht vor der Streitsucht ihres Mannes und verschafft ihr auch keine bevorzugte Behandlung. Nur durch ihre Geduld konnte sie ihre Position behaupten. Sie besitzt die vorteilhafte Eigenschaft, alles schweigend hinzunehmen, alles zu ertragen und vor allem alles zu vergessen – oder zumindest so zu tun.

Aber in Wirklichkeit nagt die Verbitterung an meiner Mutter. Sie ist zunehmend frustriert und hat das quälende Gefühl, gescheitert zu sein. Es fällt ihr immer schwerer, die Streitereien und Boshaftigkeiten im Haus zu ertragen. Der Reihe nach beschuldigt sie ihre drei Mitfrauen und deren dreiste, unverschämte Kinder, sie bald ins Grab zu bringen. Sie klagt über die Arbeitslosigkeit ihrer älteren Kinder und über die schlechten Ehen ihrer Töchter, für die sie insgeheim ihren Mann verantwortlich macht. Sie findet ihn ungerecht, würde es aber nie riskieren, verstoßen zu werden. Sicherheit geht vor!

4

Aber ich bin anders. Das war ich schon immer. Für meine Mutter bin ich wie von einem anderen Stern. Während meine Schwestern immer fast in Ohnmacht fielen, wenn der Geschäftsleiter unseres Vaters wie jedes Jahr schöne, bunte Pagnes zum Ramadanfest mitbrachte, und sie sich stritten und einander diejenigen aus den Händen rissen, deren Farbe ihnen am besten stand, kam ich immer als Letzte dazu, griff gelangweilt nach dem Kleid, das niemand haben wollte, und vertiefte mich wieder in meine Bücher. Während meine Schwestern sich nicht gegen meinen Vater auflehnten, ihre Ausbildung so früh wie möglich abbrachen und in die Ehe mit einem Mann einwilligten, die er oder einer meiner Onkel für sie ausgewählt hatte, weil sie eher an den materiellen Aspekten einer Ehe, den Geschenken und der Einrichtung ihres zukünftigen Zuhauses interessiert waren, bestand ich darauf, zur Schule zu gehen.

Wenn ich den Frauen in meiner Familie erklärte, ich wolle Apothekerin werden, brachen sie in schallendes Gelächter aus. Sie nannten mich eine Verrückte und schwärmten von den Vorteilen der Ehe und eines Lebens als Hausfrau.

Wenn ich noch dazu verkündete, eine Frau könne sich auch dadurch entfalten, dass sie einen Beruf ausübt, selbst Auto fährt und ihr Vermögen allein verwaltet, schnitten sie mir brüsk das Wort ab und rieten mir, auf den Boden der Tatsachen und in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Für sie war es das höchste Glück, mit einem reichen Mann verheiratet zu sein, der ihnen ein sorgenfreies Leben bot und Kleider, Schmuck sowie ein Haus voller Nippes und, ja, Angestellter schenkte. Ein bequemes Leben, das sie in den vier Wänden eines schönen Zuhauses verbringen konnten. Eine gelungene Ehe erkannte man an der Menge des Goldschmucks, den man bei jeder festlichen Gelegenheit zur Schau stellte. Ob eine Frau glücklich war, erkannte man daran, wie oft sie nach Mekka oder Dubai reiste, wie viele Kinder sie hatte und wie luxuriös ihr Haus eingerichtet war. Ein guter Ehemann war nicht einer, der sie wertschätzte, sondern einer, der sie beschützte und großzügig beschenkte. Dass es anders sein könnte, war undenkbar.